

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 55 (1914)

Artikel: Die Hammerschmiede
Autor: Herzog, X.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007989>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lüttes in den Zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts neu aufrichten. Anno 1827 schmückte es der junge, eben von Rom heimgekehrte fromme Künstler M. Paul von Deschwanden mit dem bekannten Bilde, das eines seiner besten Jugendbilder, überhaupt eines seiner ersten Meisterwerke ist. Im

Jahre 1881 gab der Eigentümer der Kapelle, Ratsherr Adolf Durrer, das Gemälde zur Aufstellung ins Museum nach Stans. Ein Maler B. Caratsch fertigte im gleichen Jahre eine gute Nachbildung an, die nun in der Balnkapelle seitdem aufgestellt ist. A. L.

Die Hammerschmiede.

Vom alten Balbeler (Pfarrer K. Herzog).

So ein Hufschmied ist immer auf eine Hammerschmiede angewiesen, die ihm den Ambos stählen, Hämmer abschmieden und Formen zu Schaufeln, Wegeisen, Achsen und andern Sachen liefern muß. Denn solche Arbeit kann nur auf mechanischem Wege besorgt werden, in der Hammerschmiede, deren es aber nur an wasser- und holzreichen Orten gibt. Mancher Schmied hat einen weiten Weg zur nächsten Hammerschmiede. Unser Haus hielt sich diesfalls an die große und berühmte Hammerschmiede zu Rued und wir fuhren regelmäßig Frühjahr und Herbst hinab.

Einmal nun mußte ich, der Sohn aus der untern Schmiede, auch mit. Ich hatte Sachen gehört von jenen Blasbälgen, den Hämmern und dem Ambos, gegen das alles unsere Schmiede ein Kinderpiel sei, so daß meine Wunderliebe und Phantasie auf das höchste gespannt war.

Seitdem klagte ich oft, wenn ich, statt schlitteln zu können, den Blasbalg hätte ziehen sollen, man könnte den Balg wohl auch ans Wasser stellen, wie in Rued, man könnte sich auf diese Art einen Gesellen ersparen u. wäre einem viel wohler. Aber der Vater meinte, das sei hier nicht möglich, koste ein schreckliches Geld und zudem wisse man ja mit mir nichts anderes anzufangen, als mich an den Blasbalg zu stellen.

Nun mußte einmal unsere Feuerspritze renoviert werden und mein Vater nahm sie in Afford, verdingte sie aber an einen Mechaniker um eine gewisse Summe, nur müsse dieser das Eisenwerk in unserer Schmiede

selber machen. Der Mechaniker war ein gescheiter Mann, konnte gut arbeiten, verstand jedes Handwerk, konnte gut reden und am besten — trinken. Er war einer von jenen Menschen, die alle Schuld ihres Unglücks und ihrer Armut auf andere Leute abladen, auf die Ungerechtigkeit der Richter, Lügnerie der Advokaten, auf die Ungunst der Zeiten, aber nie auf die eigene Dummheit und Leichtfertigkeit.

Der schwakte nun unserm Vater schon am zweiten Tag die Ohren voll, wie er ihm einen Hammer einrichten wolle und zugleich den Balg an's Wasser stellen. Vorerst gab ihm der Vater kein Gehör, mußte aber doch am nächsten Sonntag mit ihm dem Dorfbächli nachgehen, und der Mechaniker war ganz entzückt, als er sah, daß das Wasserlein genügend Fall habe und nicht bloß reichliches Wasser, sondern lauter Brunnen- oder Quellwasser, das bei der Hitze nicht eintrockne und bei der Kälte nicht einfriere.

„Das ist ein wahres Kinderpiel“, deklamierte der Herr Beutel meinem Vater vor, „ein reicher Mann können Sie werden, Herr Herzog, und das mit einem Bagatell, mit höchstens tausend Franken! Sie bekommen nicht bloß den Blasbalg an's Wasser, sondern dazu noch einen, oder wenn Sie wollen zwei Hämmer. Auch mache ich Ihnen auf Verlangen um ein Trinkgeld noch eine Bohrmaschine und eine Schleiferei. Wissen Sie, das geht in einem zu; wenn man 's Wasser hat, warum auch nicht brauchen? Und 's Gehäus muß nur um zehn Schuh größer sein, man haut am Holz nur zehn Schuh weniger ab“.

Er stellte dem erstaunten Vater — aber nur wenn die Mutter nicht da war, er mochte sie nicht gut leiden —, er stellte ihm vor, was das für eine Spekulation abgebe, daß alles so günstig wie möglich liege, wie er es noch nirgends getroffen, daß es ganz und gar nicht fehlen könne, so daß ich nicht begreifen konnte, daß der Vater nicht gleich über das Schreibpult ging und ihm die tausend Franken in die Hand drückte! Ich selber hätte mein ganzes Sparhafengeld gegeben, nur daß ich nicht mehr an dem langweiligen Balg stehen und ziehen müsse, und der ältere Bruder, der jedenfalls schon mehr zu bedeuten hatte, war ebenfalls sehr begeistert für das „Hammermitteli“, wie es der Beutel geringschätzig nannte.

Am Sonntag Abend, als der Mechaniker nicht beim Essen war, fing der Vater ganz verloren an: „Ich weiß nicht, wie das eine Einrichtung abgäbe und ob man dem Beutel auch etwas trauen darf. Reden kann er gut und arbeiten auch, und versteht alles. Kommlich wäre so ein Schmitteli auch, aber ich traue doch nicht ganz recht; er redet mir zu gut und zu viel.“

Die Mutter hatte schon lange einen Zahn auf den „Mechaniker“, wie sie ihm sagte: er hatte ihr zu wenig Religion, „geht mir so in eine Frühmesse, macht 's Kreuz, daß man meint, er habe es selber erfunden, und wenn er den Abendrosenfranz hintertreiben kann oder stören, so spart er's nicht, und selten kann er einen Sonntag passieren lassen, ohne in der Schmiede etwas herum zu zerren und zu pfeuschen!“ 's Aergste wollte sie nicht einmal sagen. Der Beutel war wirklich unhauslich, spielte gerne, ging öfters an Werktagen in's Wirtshaus und schließlich sogar einer Frau nach, die nicht im besten Rufe stand, und einst hatte er über den Papst ein mehr als bloß zweideutiges Wort fallen lassen. Unsere Mutter war aber in allem, was Religion und Kirche anging, überaus streng und von diesem Standpunkt aus hielt sie dem Vater folgende Rede:

„Ich mag den Kerli nicht, er ist ein Lügner. Wie hat er's gemacht mit der Kaffeemaschine? Seit er sie in den Händen gehabt, kann ich sie nicht mehr brauchen.

Wie hat er's gehabt mit dem Perspektifi? Es ist ihm nicht wohl gewesen, bis er es ganz auseinander gehabt, und jetzt weiß er nicht mehr, wie die Gläser aufeinander kommen, und eines hat er noch verloren! Und wie hat er's nur gehabt mit unserer Wanduhr? Sie ist ihm nie recht geloffen, bis sie jetzt gar nicht mehr geht. Sie haben es alle so, die alles können wollen!“

„Ja, aber Mutter, ich will doch auch nicht mein Lebtag den Blasbalg ziehen! Es wäre ja ein Mann erspart mit den fünfzig Franken Zins und ein ewiges Werk! Dann erst noch der Hammer! Wenn Ihr wüßtet, wie weit es auf Rued ist...“ sagte ich.

„Ach, geh' mir doch weg!“ balgete sie, „ihr wißt nichts von Arbeit und Strapazen. Wir haben im kalten Winter einst den Kohlhaufen ausgezogen und haben alle Kohle in Körben auf dem Kopf heimtragen müssen; der Vater wollte des Müllers Kopf nicht, weil er jenen Sommer nicht bei uns hatte schmieden lassen. Es war eine Kälte, daß uns das Wasser unter der Nase gefroren ist — einen ganzen Tag hatten wir, und noch wochenlang konnte ich den Kopf nicht anders als seitwärts halten und hatte einen Husten, daß ich ganz krank geworden wäre, wenn ich Zeit dazu gehabt hätte oder einen Dokter! — Es war einmal Simon und Juda, und ich mußte erst den Köhler holen. Der Haufen war aufgesetzt und angezündet und der Köhler hatte versprochen, zu kommen, aber er kam nicht, er hatte mich angelogen. Da mußten der Vater und ich selber den Kohlhaufen besorgen und das Wasser selber zutragen, und war doch eine halbe Stunde weit, weil alles zugefroren gewesen. Ja, was wollte das sein, den Blasbalg ziehen, und auf Rued gehen, wenn man fahren kann!“

Solche und andere Müsterchen holte die Mutter gleich aus dem reichen Schatz ihrer harten und mühevollen Vergangenheit hervor, daß man froh war, still zu sein. Sie sah in dem Hammerprojekt und dem mechanischen Blasbalg so eine Art keizerische Zukunft für unser Haus, ja, für den ganzen Flecken sich erheben. Sie meinte, der Beutel,

der Mechaniker, werde sich so in dem Hammerschmitteli inkorporieren, sich in dasselbe einleben, wie die Seele in den Leib, es werde in ihm Fleisch und Blut annehmen, mit ihm auferstehen, leben und regieren. Es könne nicht fehlen, mit seinem Werke habe man ihn selber, seinen Leichtsinnsinn, seine religiöse Kälte, seine Abneigung gegen alles Höhere, gegen einen zufriedenen Sinn und ein frommes Gemüt. Wenn man so einen Hammer habe, werde nicht mehr gebetet wie sonst, an Sonntagen noch werde gearbeitet, und dann gespielt u. getrunken. Gelingen das Unternehmen, so könnte man es nur zu gut bekommen, man könnte zu reich werden und sich zu sehr an die Welt hängen. Gelingen es aber nicht, so habe man verlorenes Geld, getäuschte Hoffnungen, Prozesse und Kummer, und werde dazu noch ausgelacht!

Man sieht, die Mutter repräsentierte treu und kurz die Ansicht, den Widerwillen, das Mißtrauen der alten Bauers- u. Bürgerleute gegen die Fabriken und industriellen Unternehmungen, als diese anfangen, sich bei uns einzuleben. Allein die Opposition der Mutter kam schon zu spät: der ältere Bruder hatte mit Wärme das Projekt aufgegriffen, dem Beutel bereits fünfzig Franken darauf gegeben und einen Plan samt Kostenberechnung anfertigen lassen. Von Zeit zu Zeit sah die Mutter, daß das Ding nicht aufgegeben sei, und was ihr noch mehr Besorgnis machte, daß mein Bruder nicht bloß in Sachen des Blasbalges mit dem Beutel umgehe, sondern sah auch, daß er mit ihm in die Wirtshäuser

gehe und anfangs, seine Ideen über Fortschritt, Freiheit und gleichviel welche Religion zu teilen, daß er immer nur für künftige Projekte schwärme, die Arbeit aber, die getan werden sollte, vernachlässige und daheim immer unzufriedener sei, bald mit dem Essen, bald mit der Ordnung, und sagte sie etwas, so war er imstande, ihr ein böses Maul anzuhängen, als ob sie nichts von solchen Sachen verstehe.

Hundertmal im Tage verwünschte daher die Mutter die Feuerspritze, die diesen „Mechaniker“ ins Haus gebracht, und so sehr sie den „obern Schmied“, ihren Konkurrenten im Orte, nicht mochte, so dachte sie diesmal doch, wenn nur er sie mitsamt dem Beutel übernommen hätte! Sie klagte jeden Abend dem Vater: „Daß wir doch diesen Lump haben müssen! Er macht noch das ganze Haus z'underobst und bringt mich vor der Zeit unter den Boden.“

Der Vater tröstete sie so gut er konnte und sagte, sie nehme die Sache auch gar zu schwer auf. Er stellte ihr vor, wie wenig das alles koste und wie vorteilhaft sich alles angelassen. Jetzt sei die Sache zu weit vor-



Der Dürli-Doktor,

Nach einem Gemälde von Theodor von Deschwanden.

geschritten und der Bau schon verakkordiert. Jetzt wollte es der Mutter fast schwindlig werden, es tat ihr weh, daß man so hinter ihr durchgegangen und den verdrehten Beutel lieber habe als sie.

Von da an wurde bei jedem Essen von nichts anderm mehr geredet als von dem Schmitteli, das Land war gekauft, die Wasserrechtsansprüche befriedigt, und nun sollte man daran, das Holz zu fällen. Nun erhob sich vor dem ängstlichen Gemüte der Mutter

dieses Geschäft wie ein erdrückendes Riesenungetüm. Das viele Volk, das viele Kochen, die Unruhe im Haus, die Löhne für alle Handwerker, mögliche Unglücksfälle. Die arme Frau wurde fast zur Verzweiflung getrieben, aber der Beutel lachte sie nur aus. Dann hielt sie ihm vor, daß er, obschon so gescheit, allwissend und unfehlbar, doch um all seine Sache gekommen sei. Er habe ja auch so eine Mechanik gehabt und eine Mühle und Säge, Schleife und Schmiede, und daß er doch lieber ins Wirtshaus gegangen sei, statt daheim zu bleiben und zu arbeiten, und so werde es ihnen gewiß auch ergehen. Sie haben es noch immer gemacht und seien besser dran, als manche dieser Neumodigen. Was man denn mehr wolle als das tägliche Brot . . . ?

Aber der Beutel war auch nicht verlegen mit Antworten. Er sagte ihr, wie er so unglücklich gewesen, wie er verfolgt worden sei, und Derjenige, dem er habe verkaufen müssen, schlage jetzt im Jahre 10,000 Franken vor, und das können sie hier auch. „Man soll doch nur das Wasserwerk hier anschauen, die solide, höchst einfache Mechanik!“ Und dann legte er den Riß auf den Tisch und erklärte die ganze Einrichtung, so daß die Mutter kein Wort mehr dagegen zu sagen mußte, obschon ihr Unbehagen, ihre Mißstimmung und Kummer nicht gemindert, sondern eher gemehrt wurden, besonders als Herr Beutel andeutete: hier sei dann noch Platz freigelassen, wenn man etwa einst eine Kanonen- oder Glockengießerei einrichten wolle. Das war zu viel für sie, sie ging in die Küche hinaus und weinte bitterlich!

Tränen sind nichts gegen eine Fabrik, sie halten sie nicht auf, und so schritt denn das Unternehmen kalt und langsam, aber unaufhaltfam, unerbittlich mit mathematischer Sicherheit vorwärts, und die Mutter mußte den Leuten noch kochen und aufwarten, den Maurern, Steinmetzen, den ungeschliffenen Zimmerleuten und Handlangern, und der Vater mußte sie wöchentlich auszahlen. Die Mutter hatte niemand, der es mit ihr hielt; sie stund allein in ihrer Besorgnis, ihrer Furcht und Angst. Rings um sie herum jubelte alles und war guter

Dinge, aber in den drei ersten Wochen brauchte man nur für Most und Schnaps fast so viel, als der Herr Beutel für das ganze Werk gerechnet hatte. Selbst der Vater fing an, den Kopf zu schütteln und meinte, er habe sich die Sache doch „e chli z'ring“ vorgestellt, und dann und wann entfuhr es ihm: „Hätt' nur das gewußt . . .!“ Aber jetzt konnte man natürlich nicht mehr aufhören, obwohl man es ihm ansah, daß seine erste Liebe und Begeisterung am erlöschen sei, wie wenn einem Lämpchen das Öl ausgeht.

Am Montag sollte endlich aufgerichtet werden. Da kam am Samstag der Weibel im Auftrag des „obern Schmieds“, des Pauli, der Protest einlegte gegen den Bau. Es hieß darin, der untere Schmied habe kein zweites Schmiedrecht, das Gebäude sei nicht feuersicher und zu nahe an der Straße! Das war nun ein Auftritt und ein Schimpfen auf den Pauli, daß er es so weit habe kommen lassen, und auf die Behörde, die eine solche Klage angenommen.

Am Montag wurde auf Anraten des Advokaten Linksrechts dennoch aufgerichtet, aber der Vater hatte den Mut verloren und durch alles Singen, Trinken und Jubilieren von Meister und Gesellen war er nicht aufzurichten. Er sah einen Prozeß erstehen, hörte den Spott der Leute, rechnete nach, wie viel es ihn jetzt schon kostete, erschraf darüber und durfte der Frau nichts sagen und nicht klagen. Dem Herrn Beutel war das Ding auch nicht recht, er mußte „notwendig“ nach Solothurn, wo man ein neues Geläute vorhabe. 500 Franken hatte er bereits erhalten und dafür einen eisernen Wandelbaum gemacht, das andere blieb er schuldig, sowie die Kost für 20 Wochen.

Natürlich kam er nicht wieder, und als ein anderer Mechaniker zu Rate gezogen wurde, da wollte er auf dieser Grundlage nicht fortfahren, die ganze Anlage sei verfehlt und die Berechnung eine unredliche. Er riet ab, den Prozeß zu bestehen, da er dem ganzen Unternehmen kein Vertrauen abzugewinnen vermöge, man müßte ganz von vorn anfangen. Das benahm nicht nur dem Vater, sondern auch dem älteren

Bruder den Mut. Man ließ die Aufrichtung vorderhand noch stehen, dem Pauli z'leid, schimpfte auf den (Wind)-Beutel und ich — mußte eben wieder den Blasbalg ziehen, und wenn eine Hammer Schmiedearbeit bestellt wurde oder wenn wir eine

solche nötig hatten, so blieb mir halt nichts anderes übrig, als mit dem Vater nach Rued hinabzufahren.

Eine aber freute sich sehr über unser Pech in Sachen der Industrie.

Fir was het-me d'Prattig?

„Der Pfarer z'Windige-n isch mi liebe Frind,
Hed ander Lit nid nur e so fir Hind“,
Seid der Profässer zu zwee brave Burschte,
„Drum chmed iez, mir wend-em hälfe wurschte,
Er hed-mer gseit, die nechste Täg giengs a,
Jez wird er sicher Späck im Chämi ha,
Und Löffli, Rippli, Ehrli, Läberwurscht,
Suichäs und Gallerech, und das macht Durst“

Das isch iez aber ai es lose gsi!
Da sind die zwee mit Freide-n ai derbi!
Mit Gspañ und Juichze gahts dem Windige zue,
Advänt isch gsi, e Tag voll Glanz und Rued,
En Uisicht zum Entzicke ibers Tal,
E ganze Chranz vo Bärge-n ohni Zahl!
Me wird nid mied mit Luege-n und mit Diite,
Und ai der Appetit chund dene Liite.
Der Windiger Bärge isch halt e große Huiffe,
Macht users lustig Chleeblat e chli z'schnuife.

Jez sind-si dert und 's Erscht: „Isch 's Suili lind?“
So rief d' Tinteschläcker und meint geschwind,
's sig scho ne Hamme ob und Chruid und Rippli,
Me kenn nur grad zuesitze zum-e Sippli. —

Do chunt der Pfarer, luegt si frintli a —
Er schiint hit eppis ganz Apartigs z'ha. —
Isch 's Suili nunid tod? Es isch kurios,
Di Städtler merkid scho, 's isch eppis los . . .
De Pfarer fiert-si gäg der Chuchi zue,
Tued d'Tire-n uif, seid zum Profässer: „Que!“
Er luegt und gseh d' Chämihurt voll Schinke,
Späckliite, Rippli ihm entgägewinke.
„Profässer, gäll, hesch guete-n Appetit . . .?“
Dä lohd e Juichzer ab und rief: „'s isch Zii!“

Da seid de Pfarer druif: „Ihr liebe Manne,
Mer hend hit leider niid so i der Pfanne,
Keis Rippli und keis Schnerrli und kei Schinke,
Keis Schwänzli und kei Wurscht für settig Finke.
Mit Chnepfli, Eiertätsch und Magerone
Mues ich die Mieh und Arbet ich belohne.
Und — leider — ha-n i nid emal e Fisch —
Sind Jer nid gewißt, das 's hit ja Fasttag isch?!“

O jeh! Wie hed das langi Gsicht gäh,
So lang, es chennts kei Photograph abnäh!
D' Beschrübig will-ech lieber ieze schänke.
Si sind due flüßig gsi mit Appeschwänke.

E Prattig isch doch scheen, nid wahr, ihr Liite!
Nur sett-me 's firenäh zu gewisse Ziiite. . .

Biiggäbili.